GRÜNE WILDNIS AM GROSSEN STROM – DIE DONAUAUEN

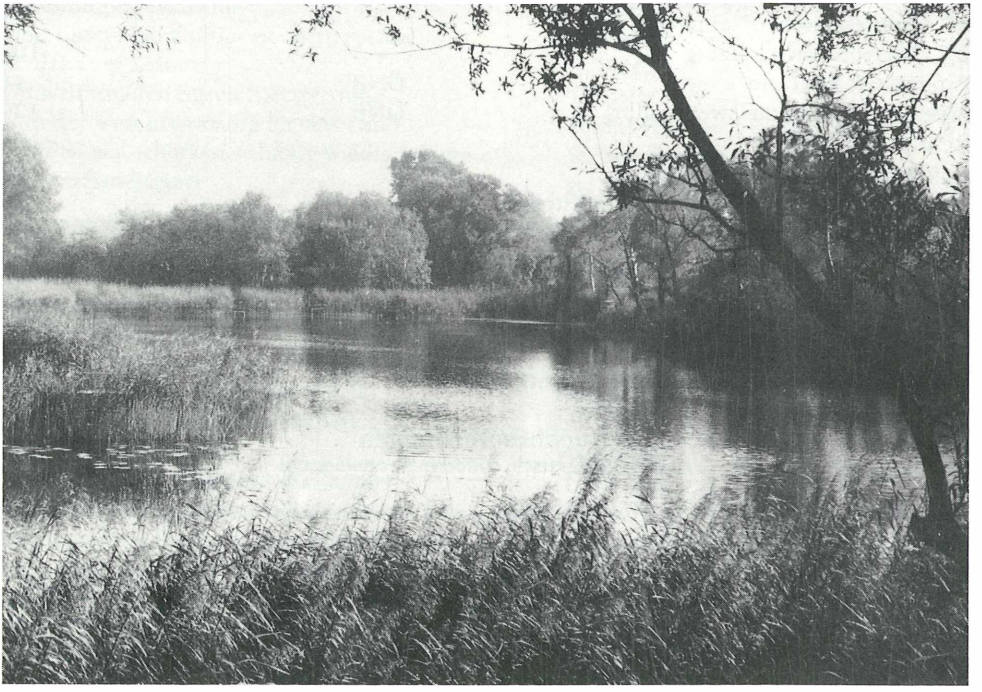
Von Elfriede Wendelberger

Leseprobe aus dem gleichnamigen Buch, erschienen im Verlag Niederösterr. Pressehaus.

Ein Jahr geht durch die Au

Veränderlich ist das Gesicht der Landschaft am Strom, ist ihr Duft, ihre Melodie. Wer im Frühling die blühende Au besucht hat, kennt die abweisende des Sommers nicht wieder, findet sie im Herbst unter Nebelschleiern lächelnd vor, staunt im Winter über ihre Rauhreifpracht, über ihr lautes Vogelleben am fließenden Wasser. Gemessen an der Vielfalt ihrer Stimmungen, Farben und Bilder, erscheint der Buchenwald eintönig, der Fichtenwald gar stumm und tot. Ohne Unterlaß enthüllt der Auwald im Wechsel der Jahreszeiten etwas Neues und Unerwartetes, beinahe unerschöpflich ist sein Reichtum an Lebensformen: Andere Blumen blühen und welken in pausenloser Folge, andere Vögel singen und ziehen wieder fort; vom Quarren der Kröten bis zum Röhren der Hirsche hat jeder Monat seine unverwechselbare Kulisse, sichtbar, hörbar, riechbar.

Ein Jahr geht durch die Au, gehen wir mit!



In der Lobau bei Wien

Vorfrühling

©Österreichischer Naturschutzbund; download unter www.biologiezentrum.at

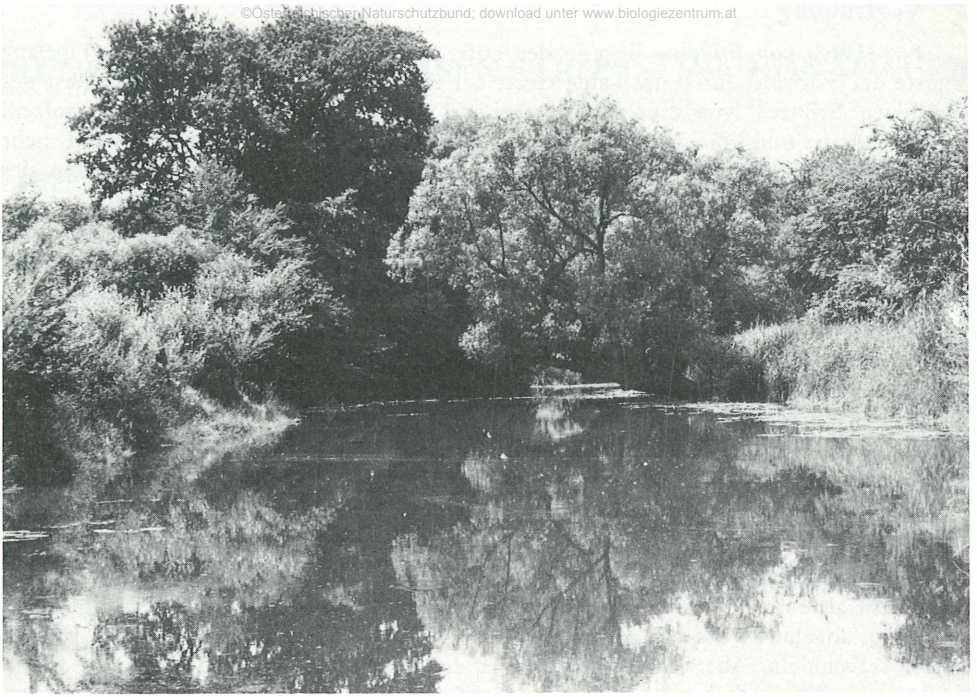
Ein Hauch von Frühling liegt in der Luft, mehr zu riechen als zu sehen. Tagelang brauste der Südwind durch das kahle Geäst der Bäume, nun ist auch der letzte Rest des harschigen Schnees, von tausend Fährten und Spuren gezeichnet, dahingeschmolzen. Auch die graue und brüchige Eisdecke auf den Tümpeln und Weihern leistet nicht mehr länger Widerstand, vom Wind gekräuselt liegt wieder lebendiges Wasser inmitten des vorjährigen Schilfes. Nun läßt der steigende Saft der violetten Zweige des Hartriegels beinahe über Nacht blutrot aufleuchten, färbt die Weidenzweige gelborange, läßt die Knospen der Traubenkirsche schwellen. Jeden Tag mehren sich die Zeichen: Die dunklen Blütenkätzchen der Erle sind purpurn überlaufen und fangen zu stäuben an, über den Weiden liegt ein zartgrüner Schimmer und die klebrig gewordenen Schuppen der Pappelknospen verströmen einen balsamischen Duft. Unvermutet brechen da und dort die großen, gelb-purpurnen Blütenkätzchen aus dem Geäst, während die frostharten Traubenkirschen schon das erste Grün des Jahres zeigen. Nur Eschen und Eichen stehen noch winterlich kahl und düster da.

Dafür rührt es sich am Boden unter der dicken Laubdecke des Vorjahres schon allenthalben. Ungezählte Schneeglöckchen stecken ihre graugrünen Spitzen heraus, oftmals ein vorjähriges Blatt oder gar eine dichte Laubdecke durchbohrend und hochhebend: soviel Kraft und Lebenswillen steckt in dieser kleinen Pflanze! Beides hat sie auch bitter nötig, denn mehr als einmal werden Schneeschauer sie wieder zudecken, wird ein eiskalter Wind den kaum angetauten Boden gefrieren lassen und das feuchte Laub in einen glasharten Panzer verwandeln. Aber schließlich wird es doch richtig Frühling, den sie aller Unbill zum Trotz millionenfach erlebt. Kopf an Kopf stehen dann die zierlichen weißen Blütenglöckchen, als hätte es abermals geschneit. Ihr zarter, lieblicher Duft, an der Einzelpflanze kaum spürbar, zieht wie der Hauch des Frühlings persönlich durch den Bestand.

Und nun kommen auch schon die ersten Farbtupfen aus der Palette des Frühlings hinzu: Schwefelgelb leuchten die Büschel der Himmelschlüssel, die hier in der feuchten und fruchtbaren Au fast doppelt so groß und üppig werden, wie draußen auf den Wiesen. Zwar fehlen die stengellosen Primeln und auch die dunkleren und stärker duftenden echten Schlüsselblumen, aber die hohe Schlüsselblume macht das Manko mehr als wett mit wahren Prachtexemplaren ihrer vollen gelben Blütenbüscheln. Sogar zweifarbig, rot und blau, blüht das Lungenkraut, auch Osterblume oder "Hänsel und Gretel" genannt. Wie bringt es die Pflanze nur zustande, zweierlei Blütenfarben aus einem "Topf" zu nehmen? Des Rätsels Lösung ist eine chemische. Der Zellsaft reagiert in der aufblühenden Pflanze sauer und färbt dadurch den Blütenfarbstoff rot. Nach der Bestäubung schlägt seine Reaktion von sauer auf basisch um, und die Blüten werden blau. Für die Bienen und Hummeln ist das ein zeitsparendes Signal, daß hier nichts mehr zu holen ist.

Wo der langsam fließende Bach in vielen Windungen durch die Erlenau zieht, bringt er die kräftige Frühlingsknotenblume mit, die größere und seltenere Schwester des Schneeglöckchens. Und zwischen dem dürren Fallaub, auf dem Schlammstreifen der letzten Überschwemmung, leuchtet es auf einmal himmelblau: der gar nicht häufige Blaustern, die schönste Blume des Vorfrühlings, ist auch schon da. Nur zwei schmale, grasartige Blätter hat diese kleine Lilie, zwischen denen auf rötlichem Stengel einige wenige leuchtendblaue Sterne sitzen. Hätte ich das Recht, die blaue Blume der Romantik zu nominieren, der Blaustern der Frühlingsau stünde an erster Stelle !

©Österreichischer Naturschutzbund; download unter www.biologiezentrum.at



Augebiet bei Orth/Donau

Wo die Au nicht mehr überschwemmt wird und Eichen und Eschen stehen, können wir gelegentlich auch den Aronstab finden, den wohl interessantesten Frühjahrsblüher der Au. Dabei sieht er ganz unscheinbar aus: Dunkelgrüne, pfeilförmige Blätter und grünlichweiße, tütenförmige Blüten. "Blüte" ist eigentlich nicht die richtige Bezeichnung: die wirklichen Blüten sitzen nämlich dicht aneinandergereiht und winzig klein auf einem purpurnen Kolben, den das lichtgrüne Hochblatt wie eine Tüte umschließt. Das Originelle am Aronstab aber ist die Methode, mit der er seine Blütenbesucher, winzige Fliegen und Mücken, zur Bestäubung zwingt. Zuerst lockt er sie mit einem intensiven Aasgeruch aus weitem Umkreis an. Sind sie dann glücklich am Rande des Trichters gelandet, veranlaßt sie die wohlige Wärme, die ihnen entgegenschlägt, weiter in die Tiefe zu kriechen. Um diese Jahreszeit ist es noch recht kalt, der Aronstab bringt jedoch das Kunststück fertig, das Innere seiner Blüte so aufzuheizen, daß es dort bis zu fünf Grad wärmer ist, als außerhalb. Für die kleinen Insekten scheint es das ideale Nachtquartier zu sein, noch dazu wird ihnen auch süßer Nektar angeboten. Allerdings können sie aus dem kleinen Wirtshaus so schnell nicht wieder hinaus, denn der Ausgang ist durch steife, nach unten gerichtete Reusenhaare versperrt. Allmählich wird das lästig, zumal immer neue Gäste hinzukommen und das Gedränge ständig zunimmt. Da aber fällt wie im Märchen ein feiner, goldener Regen aus den männlichen Blüten auf die kleinen Gefangenen, zugleich welken und schrumpfen die Reusenhaare und geben den Weg nach oben frei.

Draußen ist es kühl! Eigentlich war es viel gemütlicher in dem kleinen Lokal, aber da schimmert ja schon wieder die nächste bauchige Tüte und duftet nach Aas. Nur schnell hinein in die gute Stube, mit all dem goldenen Blütenstaub auf Fühlern, Flügeln und Beinchen!

Die Hochzeit der Lurche

© Naturschutzbund; download unter www.biologiezentrum.at

Doch das steigende Jahr heißt nicht nur die Knospen der Bäume schwellen und Schneeglöckchen und Veilchen blühen! Hört ihr es von dem versumpfen Altwasser her knarren und quarren, murren und knurren? Hier ist eine Hochzeit im Gange, eine Massenhochzeit noch dazu, die ihresgleichen nicht so leicht findet. Der erste laue Frühlingsregen hat die Erdkröten aus ihren Verstecken und Schlupfwinkeln gelockt; nun krabbeln und kriechen, hüpfen und eilen sie zum nächsten Wasser. Erschreckt man sie, blasen sie sich zu abgründiger Häßlichkeit auf, zu der nur die großen, goldenen Märchenaugen im merkwürdigen Gegensatz stehen. Zu vielen Hunderten sind sie unterwegs, um das neuerwachte Leben gleich wieder weiterzugeben. Kreuzt eine Straße ihren Weg, bleiben sie dutzendweise auf der Strecke, von den schweren Holzfuhren zermalmt, in der Frühlingssonne zu kleinen, platten Mumien vertrocknend. Aber der Strom geht unablässig weiter und endet erst mit einem letzten erlösenden Bogensprung im Wasser. Manche Männchen haben schon unterwegs ein Weibchen ergattert, sich auf dessen Rücken geschwungen und lassen sich von der laichschweren Gefährtin den Rest des Weges tragen, andere erwarten sie erst im Wasser. So groß ist die Zahl der brünstigen Freier, daß gelegentlich ein Weibchen von der Vielzahl seiner Bewerber totgedrückt wird. Arg liebestoll sind nämlich die Männchen, alles, was sich bewegt, umklammern sie, sogar Fische oder eine menschliche Hand.

Nun ist überall im feuchten Naß Bewegung, es brodelt richtig von eilig rudernden, kämpfenden und abwehrenden Kröten. Andere lauern bewegungslos, mit gespreizten Beinen im Wasser hängend, auf den nächsten Plumpser, der eine neuankommende Braut verkündet. Schließlich haben die meisten ihre Partner gefunden, paarweise über Stunden und Tage aneinandergeklammert, lassen sie nun tausenfach die Keime des Lebens ins Wasser rinnen. Aus den gallertartig aufgequollenen Schnüren, in deren Inneren unzählige, dunkle Pünktchen scheinen, werden sich schon in wenigen Wochen tintenschwarze Kaulquappen lösen, sich zu langen Zügen sammeln, das Wasser mit ihren kleinen Leibern dunkel färbend.

Die Erdkröten haben längst abgelaicht, wenn die grasgrünen Wasserfrösche an der Reihe sind, deren hochzeitliche Gesänge bei weitem klangvoller und lautstärker erschallen, als die ihrer warzigen Verwandten. Bis tief in den Sommer hinein wird ihr auf- und abschwellender Gesang die Nächte durchtönen, rauh und melodisch zugleich, wie vielstimmiges, fernes Glockengeläut.

Wollen wir uns so ein Orchester einmal aus der Nähe besehen, brauchen wir nur ein bißchen zu warten, bis die blitzschnell weggetauchten Musikanten nach und nach wieder an die Oberfläche gekommen sind. Die weit hervorquellenden Augen erscheinen zuerst; droht keine Gefahr, so nehmen die gelbgrünen Gesellen auf den schwimmenden Inseln von Laichkraut und vorjährigem Schilf wieder ihre Plätze ein. Zögernd beginnt einer zu singen; dabei schließt er Mund und Nasenlöcher ganz fest, zieht den Bauch ein und preßt die Luft in die Mundhöhle, bis die Kehle sich weitet und in den Mundwinkeln zwei kugelrunde, weiße Schallblasen anschwellen. Ein kurzes Öffnen der Nasenlöcher und unter quakquaak ziehen sich die Schallblasen wieder zusammen. Meckernd fällt ein zweiter ein, ein dritter quakt dazu, bis schließlich der ganze Chor wieder vereint ist, in verschiedenen Tonhöhen und Klangfarben – es fehlt bloß noch der Taktstock des Dirigenten. Von der Abenddämmerung bis zum Morgengrauen währt das Konzert und es hallt so laut, daß selbst kilometerweit entfernte Dörfer in lauen Sommernächten der Schlafmusik teilhaftig werden.

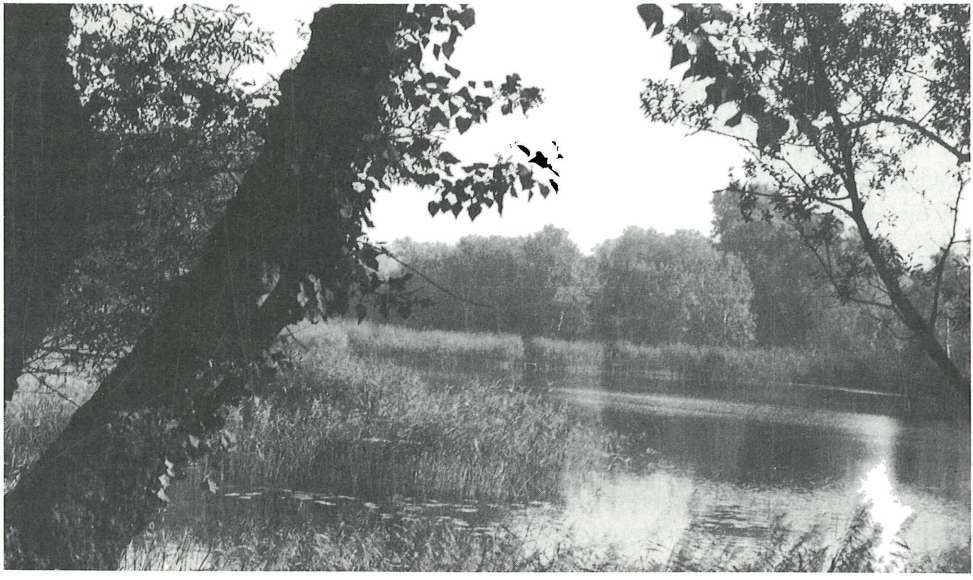
Bedrohte Kleinodien

© Österreichischer Naturschutzbund; download unter www.biologiezentrum.at

Über die Wipfel der hohen Silberweiden fallen die letzten, schrägen Sonnenstrahlen, zeichnen eine goldene Bahn auf den dunklen Wasserspiegel. Es wird Abend. Der Abschied von dem kleinen Paradies fällt mir schwer. Wer weiß, ob ich es wiederfinden werde bei meinem nächsten Besuch? Möglicherweise fällt schon morgen der nahegelegenen Siedlung ein, ihr Müllproblem dadurch zu lösen, daß sie all den Schutt und Abfall, den unsere Zivilisation so überreiche produziert, auf kurzem Weg hier verschwinden läßt. Wieviel Altwässer sind schon im Bauschutt und Gerümpel erstickt! Oder das Baggergut aus dem nächsten Stauraum soll möglichst kostensparend untergebracht werden. Wohin mit den Tausenden Tonnen von Schotter? Die Altwässer bieten sich als Deponie geradezu an, sind sie ohnedies zu nichts nütze, unproduktives Land, aus dem niemand Profit ziehen kann. Fruchtbarer Auwald wird allerdings auch auf den Schotterdeponien niemals wachsen, zu weit ist das Grundwasser entfernt, zu mächtig die Schotterschicht, als daß es aufsteigen könnte. Immerhin werden sich ein paar trockenresistente Strauchweiden, Moose und Flechten hier ansiedeln und einen barmherzigen, grünen Schleier über die Wunde in der Landschaft legen.

Vielleicht aber bleibt dieser Auweiher verschont, weil er zu abgelegen ist, kein Weg hinführt, der Transport sich nicht lohnt. Trotzdem kann es sein, daß das Wasser eines Tages verschwunden ist. Wie es bei der Entenlacke der Fall war, jenem flachen, schilfbestandenen Altwasser, dem Brutplatz der heimlichen Rohrdommel. Mit vieler Mühe war es gelungen, sie vor dem Zuschütten zu bewahren und dann war trotzdem alles vergeblich! Das nächste, oberhalb errichtete Donaukraftwerk ließ den Grundwasserspiegel um einen Meter absinken, die Entenlacke fiel trocken.

Kein Zwergtaucher baut heute mehr sein schwimmendes Nest in die hängenden Zweige des Ufergebüsches, keine Entenmutter führt ihre flaumigen Küken im Kielwasser, die Rohrdommel ist verzogen, die Bisamratten sind ausgewandert, über ihre verfallenden Wasserburgen wächst das Gras. Verstummt sind die Frösche und Unken, vertrocknet die Seerosen. Ein verschilfter Waldteich weniger, wen stört das schon?



In der Lobau bei Wien

Die Reiherinsel

©Österreichischer Naturschutzbund; download unter www.biologiezentrum.at

Weit hinten in der Hollerau, jenseits des großen Stroms und abseits von Straße und Siedlung, liegt die Brutkolonie der Graureiher. Jahrzehnte ist es her, seit ich das erste Mal mit meinem Vater hier stand, aber immer noch klopft mir genauso das Herz, sobald ich unter den alten Bäumen stehe und zu den Horsten hoch oben in den Baumkronen hinaufschaue. Auch ohne Reiher wäre dieser Aubestand sehenswert. Von Altwässern der Naarn teilweise umschlossen und nur schwer zugänglich liegt eine Wildnis vor uns, in der seit Menschengedenken kein Baum geschlagen, keiner gepflanzt wurde. So ist ein kleiner Urwald entstanden, in dem vom Sturm gefällte Baumriesen kreuz und quer durcheinander liegen, in dem Lianen ranken und Kraut und Unkraut üppig durcheinander wuchert. Unter den Horsten, die zu dritt und sogar zu viert in den wipfeldürren Schwarzpappeln sitzen, ist der Boden weißgekalkt von den Exkrementen der großen Vögel, zerbrochene Eischalen und tote Fische liegen herum, Schmeißfliegen summen, es riecht penetrant nach Verwesung.

Aber wer achtet schon auf Gestank und Unrat, der immer wieder prasselnd durch die Äste fällt, wenn 20 m oberhalb Dutzende von Jungreihern in den Horsten sitzen, schimpfend und plaudernd, keckernd und kreischend und vor allem so nahe, wie man niemals sonst einen Reiher zu sehen bekommt! Glaube nur nicht, du könntest dich an einen Reiher heranpirschen! Lange bevor du ihn siehst, hat er dich entdeckt, und es hängt ganz allein von ihm ab, wie weit er dich herankommen läßt. Höchstens vom Faltboot aus gelingt es manchmal, einen der grauen Fischer zu überraschen, wenn das Boot lautlos hinter einer Buhne hervorgleitet.

In der Kolonie ist das anders. Aus Sorge um ihre Brut widerstehen die Altvögel dem Drang, auf und davon zu fliegen, so schwer es sie auch ankommen mag. Aufgeregt kreisen sie um die Baumkronen und die Luft ist erfüllt vom Schlagen der großen Schwingen, von ihren rauhen Alarmrufen. In einigen Horsten sitzt noch ein verspätetes Weibchen auf den Eiern, das sich jetzt tief in die Nestmulde duckt. In den meisten aber steht der Nachwuchs schon recht kräftig auf eigenen Beinen, balgt sich spielerisch, reißt ganz gefährlich den roten Rachen auf und es ist nur erstaunlich, daß die langbeinigen Geschöpfe dabei nicht das Gleichgewicht verlieren und in die Tiefe stürzen.

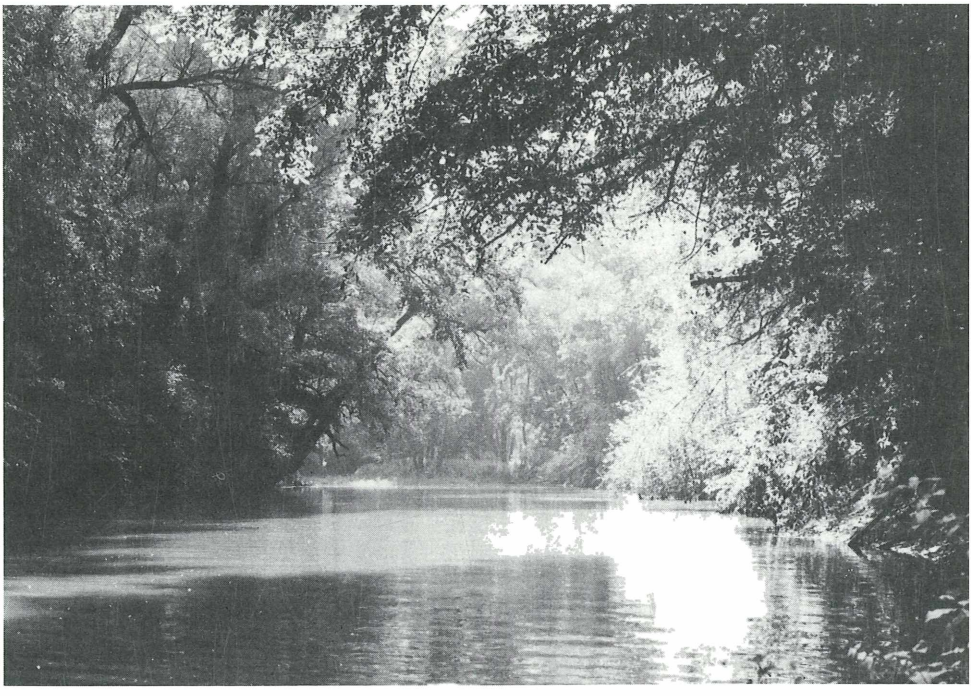
Es fällt uns auf, daß die Kinder einer Brut recht unterschiedlich entwickelt sind. Das kommt daher, daß Frau Reiher sofort beim ersten Ei zu brüten beginnt. So bleibt das Gelege nie allein, ist wohlgeschützt vor räuberischen Krähen, dafür sind allerdings die Geschwister ungleich alt. Daher kann es sein, daß das Jüngste noch recht babyhaft in der Nestmulde hockt, während das Älteste schon vorwitzig aus dem Horst herausgestiegen ist, im Geäst herumklettert und nach den Eltern Ausschau hält. Ihren Anteil an Futter bekommen wohl alle, sonst hätte sich diese Art der Aufzucht nicht bewährt. Vom pausenlosen Betteln der Jungen angelockt, beginnen die Altvögel vereinzelt wieder Futter heranzutragen. Mit lauten Rufen signalisieren sie ihre Ankunft, und das Kreischen und Knurren, Keckern und Pfeifen der Kinder steigert sich zum Spektakel. Die Landung auf dem Horst ist kein einfaches Manöver, dabei erinnern die herabhängenden Beine des Reihers komisch an das ausgefahrene Fahrgestell eines Flugzeuges. Ein letzter Schwingenschlag, dann werden die großen Flügel zusammengefaltet, und der Altvogel steht im Horst, umringt von seinen gierenden Jungen. Nun gilt es, die erbeuteten Fische und Frösche wieder herauszuwürgen, und es ist erbarmungswürdig, wie sehr er sich dabei plagt.

Einmal sah ich, wie ein Reiher einen besonders sperrigen Brocken herauswürgte. Deutlich konnte ich den Weg der Atzung an den gesträubten Federn seines langen Halses verfolgen, bis endlich oben beim Schnabel ein Maulwurf herauskam. Seither weiß ich auch, warum es in der Redensart heißt: "Er speibt wie ein Reiher."

Eine Zeit lang herrscht Ruhe im Horst, solange, bis die nimmersatten Nestlinge die schleimige, anfangs wohl auch vorverdaute Atzung verschlungen haben, aber bald geht das Gezeter in unverminderter Lautstärke wieder los. Noch ein paar Wochen und die Jungreiher beginnen mit den Flugübungen. Flügelschlagend stehen sie im Horst und probieren immer wieder mit kleinen Luftsprüngen aus, ob die Schwingen sie schon tragen. Bald ist es soweit. Dann lauern sie auf überschwemmten Wiesen und am Rande seichter Lacken und lernen durch blitzschnelles Zustoßen mit dem langen, spitzen Schnabel ihre Beute zu fangen. Der Umfang des so angerichteten Schadens wird dabei allerdings meist weit überschätzt.

Otto Koenig, unbestrittener Fachmann für Reiher, hat herausgefunden, daß ein erwachsener Graureiher pro Tag 33 dkg Beute verschlingt. Davon sind aber nur zwei Drittel meist minderwertige Oberflächenfische, 10 bis 20 cm lang, ein Drittel besteht aus Insekten, Fröschen, Mäusen und Schlangen. Das Einzugsgebiet eines Reihers reicht außerdem 25 km im Umkreis, sodaß sich der Schaden verteilt. Da gerade kranke Fische an der Oberfläche schwimmen, ist die Rolle des Reihers als Gesundheitspolizei nicht zu übersehen.

Wir sollten den grauen Gesellen die paar Fische guten Willens vergönnen! Wir sollten sie als ein letztes Überbleibsel der charakteristischen Fauna unserer Stromlandschaft hüten und hegen. Tatsächlich sind sie nicht einmal theoretisch geschützt. So gleichmütig, ja lethargisch Öffentlichkeit und Fischereiverbände hinnehmen, daß durch Abwässer immer wieder Millionen Fische samt Kindern und Kindeskindern vergiftet werden, so beuteneidisch verfährt man mit den grauen Wildfischern. Graureiher sind im Umkreis von Salmonidengewässern buchstäblich vogelfrei! Da jeder Bach als solcher gelten kann, steht dem



Stockerauer Arm

willkürlichen Abschuß Tür und Tor offen. Aber nicht nur der Einzelvogel wird verfolgt und gejagt, sondern ganze Kolonien fallen der Technik zum Opfer. Mit der urtümlichen Au an der Ennsmündung, die beim Bau eines Kraftwerkes gerodet wurde, verschwanden auch die Reiher und Kormorane, die dort jahrzehntelang gebrütet hatten. Der Ausbau der Staustufe Ottensheim an der Donau bedeutete die Vernichtung der berühmten Kolonie bei Goldwörth. Wo die Reiher hingekommen sind, bleibt ungewiß. Die moderne Forstwwirtschaft läßt die Bäume selten so alt und hoch werden, daß sie sich als Horstbäume eigneten. Bisher wurde jedenfalls keine neue Kolonie gemeldet. So ist unsere Reiherkolonie in der Hollerau die letzte in Oberösterreich. Seit Menschengedenken genießen sie hier Heimstatt und Wohnrecht, es geschieht ihnen kein Leid. Aber Reiher fliegen weit! Irgendwo kommen sie doch einem Schützen in die Quere, der glaubt, sein um ein paar Schilling erworbenes Fischrecht gegen das viel ältere Naturrecht der Reiher mit Schrot verteidigen zu müssen. Oder der nur einfach ein Exemplar dieser schönen Vögel ausgestopft über seinen Kamin hängen haben will. Und nächstes Jahr stehen wieder ein paar Horste leer

Nur mehr als Gäste kommen ohnedies die blendend weißen Silberreiher in die Donauauen. Meist sind es Jungvögel, die von ihrem Brutgebiet am Neusiedler See herüberfliegen, um in den Altwässern zu fischen. Da sie noch für keine Familie zu sorgen haben, können sie unbeschwert durch das Land vagabundieren. Auch der kleinere Purpurreiher, der ausgedehnte Schilfbestände liebt, kommt gelegentlich auf Besuch.

Die große ornithologische Kostbarkeit ist jedoch der scheue Schwarzstorch, der in den Marchauen, besonders im Niemandsland hinter dem Eisernen Vorhang brütet und von dort aus seine Streifzüge auch in die Donauauen unternimmt. Sein Gefieder ist schwarz mit grünlichem Schimmer, nur die Unterseite ist weiß. Schnabel und Beine sind wie bei seinem bekannten weißen Vetter kräftig rot. In letzter Zeit sieht man den beinahe ausgestorbenen Vogel wieder öfter.

Hoher Preis für die Sicherheit von Wien

Im Raum von Wien allerdings hatte die Sicherheit der Millionenstadt Vorrang, man entschloß sich hier zu wesentlich einschneidenderen Maßnahmen, deshalb verlief die weitere Entwicklung auch viel ungünstiger. Mit dem großen Durchstich bei Wien verkürzte man den Lauf der Donau ganz erheblich, der Hubertusdamm, als Hochwasserschutz für Siedlungen gedacht, schloß auch weite Auwaldgebiete von der Überflutung aus. Ein kürzerer Lauf aber bedeutet höheres Gefälle und schnelleres Abfließen des Wassers: Die Donau grub sich ein! Mit dem Eintiefen ihrer Stromsohle sank auch das Grundwasser und sinkt heute, siebzig Jahre danach, noch immer. Das Ziel, der Hochwasserschutz für Wien, war erreicht worden, aber die Rechnung mußte der Auwald bezahlen. Die Altwässer verlandeten, ganze Bäche versiegten. Wo im Auwald der Schotter flach lag, begannen die Bäume zu kränkeln und abzusterben, weil sie mit ihren Wurzeln das Grundwasser nicht mehr erreichten. An ihre Stelle traten Trockenrasen und vereinzelte Buschgruppen – die Heißländs! So sehr sich die Förster auch bemühen mochten, die Lücken im Auwald wieder zu schließen, alle Aufforstungsversuche mißlangen. Die kleinen Bäumchen hatten noch viel weniger Chancen, mit ihren Wurzeln bis zum Grundwasser vorzudringen. So breiteten sich inmitten des üppigen, fruchtbarkeitsstrotzenden Auwaldes mehr und mehr dürre Steppen aus, ein Prozeß, der immer noch nicht zu Ende ist.

Die empfindliche Absenkung des Grundwassers wirkte sich unterhalb von Wien nicht nur auf den Auwald aus. In seiner näheren Umgebung versiegten Brunnen, verminderten sich Ernteerträge, und die zunehmende Trockenheit begünstigte im windoffenen, ebenen Gelände Flugerdebildung und Flugsandschäden. In einem Land, in dem das Wasser einst im Überfluß vorhanden war, wurde es auf einmal Mangelware. Wenn man heute

im Frühjahr oder Sommer durch diese weite Ebene fährt, so sieht man am Abend von Horizont zu Horizont mächtige Springbrunnen, künstliche Bewässerungen, die die Existenz der Kulturen sichern. Die unkontrollierte Entnahme von Grundwasser verschlechtert die Gesamtsituation jedoch noch mehr.

Marchauen bei Marchegg/NÖ.

Den Ausverkauf der Aulandschaft

Konnte die Landschaft am Strom mit den Folgen der Regulierung noch einigermaßen fertig werden, so gelingt ihr dies mit der Staukette der Donaukraftwerke nicht mehr. Dabei begann es so harmlos. Die ersten Staustufen wurden in natürlichen Engtälern errichtet, deren Steilufer hohe Dämme entbehrlich machten. Die Kraftwerksanlagen wurden im Strombett selbst gebaut und beanspruchten nur wenig zusätzliches Land. Auenwälder waren davon nicht betroffen. Das änderte sich allerdings, als man in den großen Stromniederungen des Machlandes, des Eferdingerbeckens und des Tullnerfeldes die sogenannten Umleitungskraftwerke baute. Dabei wird eine Stromschlinge abgeschnitten, quer durch den Auwald ein neues Bett für die Donau gebaggert und die gesamte Anlage im Trockenen gebaut. Danach wird der Strom in sein neues Bett geleitet, während anstelle seines ehemaligen Bettes eine seichte, schnell verschlammende Lacke zurückbleibt. Die enormen Schottermengen aus dem Baggergut werden teilweise für den Bau von Dämmen verwendet, der Rest wird auf Auwaldflächen aufgeschüttet, die eigens dafür gerodet werden. Für das neue Strombett, Werksanlage und Aufschüttungsflächen gehen bei jedem Kraftwerk an der Donau ca. 300 ha Auwald für alle Zeiten verloren! Beim letzten Kraftwerk im Tullnerfeld wurden sogar 700 ha Auwald geopfert! Diese Art der Bauweise kommt um etwa ein Drittel billiger, als die herkömmliche im Strombett. Billig und teuer sind jedoch sehr relative Begriffe. Grund und Boden sind Güter, die sich nicht beliebig vermehren lassen, der Verlust an Substanz ist mit Geld überhaupt nicht zu bezahlen.

Es sind aber nicht nur diese Rodungen, die die Aulandschaft bedrohen. Direkt und indirekt wirkt sich jedes Kraftwerk auch noch in anderer Hinsicht negativ auf die Landschaft am Strom aus. Unterhalb der Kraftwerksanlage kommt es zu einer Absenkung des Grundwassers, als dessen Folge Altwässer trockenfallen und auf schotternahen Rücken sogar neue Heißländs entstehen können. Hingegen haben sich die anfänglichen Befürchtungen, daß der Rückstauraum versumpfen würde, als unbegründet erwiesen, weil das gestaute Grundwasser durch Dämme, Abzugsgräben und Pumpwerke recht gut beherrscht werden konnte. Zuviel Wasser läßt sich ja immer leichter regulieren, als zu wenig Wasser. Dafür bedeutet der Verlust der Überschwemmung eine wirkliche Katastrophe für den Auwald, sein eigentliches Todesurteil. Nicht nur, daß die fruchtbaren Ablagerungen fehlen und die Au allmählich immer trockener, steriler und ärmer wird, so war doch die Überschemmung bisher der beste Schutz gegen jede Rodung. Der Hunger nach Land ist groß. Sobald die ebenen, fruchtbaren Flächen nicht mehr von häufigen Überschwemmungen bedroht werden, stürzen sich zahllose Interessenten auf dieses Land. Im bäuerlichen Besitz wird die Au dann gerodet, um Mais zu bauen, der im Augenblick mehr bringt als Holz. Obwohl Rodungen einer Genehmigung bedürfen, werden sie doch viel zu oft bewilligt, wenn dafür im Hinterland irgend ein steiler Hang mit Fichten aufgeforstet wird. Bei solch einem gewaltigen Baugeschehen, wie es ein Kraftwerk ist, fällt es auch nicht weiter auf, wenn kleine und kleinste Auwaldreste inmitten der Felder stillschweigend verschwinden und der Pflug über sie hinweggeht, wenn Gräben und Tümpel zugeschüttet und eingeebnet werden. Gerade diese kleinen Feldgehölze aber sind als letztes Reservat der Naturlandschaft bedeutungsvoll. Sie beherbergen die natürlichen Schädlingsbekämpfer, von den Singvögeln bis zur Spitzmaus, von den Eulen bis zum Igel. Von hier aus kann sich auch das Bodenleben, das auf den Feldern total verarmt ist, wieder regenerieren, und nicht zuletzt beleben die unregelmäßigen, kleinen Waldflächen die ohnehin sonst öde Getreidesteppe. Bleiben die Überschwemmungen aus, ist zu befürchten, daß die Au noch mehr als bisher zersiedelt und verhüttelt wird, daß eigene Zufahrtsstraßen entstehen. Neue Schnellstraßen werden ohnedies bevorzugt in den Auwald gelegt. Wo soviel gebaut wird, steigt der Bedarf an Schotter sprunghaft an, wo ließe er sich leichter decken als im Auwald? Schottergewinnung aber bedeutet Staub und Lärm inmitten der grünen Au. Absurderweise aber wird der Baggerschotter aus den Stauseen, wenn der Transport sich nicht lohnt, einfach in die zunächst liegenden Altwässer geschüttet.

Der weitaus gefährlichste Anschlag auf den Auwald aber geht von der Industrie aus, die sich zunehmend in den oberen, verkehrsgünstigen Lagen am Strom ausbreitet. Im Auenbereich bei Linz liegt das riesige Industriezentrum der VÖEST, in der Lobau bei Wien Ölhafen und Öltanklager unmittelbar benachbart einer großen Trinkwasserenthame(!), direkt am Strom und mitten in der Au das Atomkraftwerk Zwentendorf, eine Wüstenstadt ist unweit der chemischen Fabrik Moosbierbaum in den Tullner Auen entstanden, Industriegelände durchbrechen die Au bei Langenlebarn, Korneuburg usw.

Leider ist das alles erst ein Anfang! Geplant ist ein großes Industriegebiet an der Ennsmündung; geplant ist ein Industriehafen und Zentrum in der, als Erholungsraum unersetzlichen, auch forstlich bedeutsamen Melker Au, direkt unterhalb des weltberühmten Barockstiftes; geplant ist ein Industriegelände unterhalb von Krems, das über 27 km^2 beanspruchen würde – ein katastrophaler Anschlag auf die Substanz des Auwaldes! Alle derartigen Vorhaben setzen die Staustufen der Donau voraus, die durch Dammbauten den Rückstauraum hochwasserfrei machen würden. Warum sich die raumfordernden Angriffe gerade auf den Auwald konzentrieren, erklärt sich aus seiner Stellung als "wirtschaftliches Niemandsland", das ohne großen Widerstand in der Bevölkerung beansprucht werden kann.

Rodungen, Kraftwerke, Industrieanlagen, Siedlungen und Schottergewinnung sind jedoch nur die brennendsten Gefahren für die Aulandschaft. Sie wird darüber hinaus noch von einer ganzen Reihe von Eingriffen beeinträchtigt. Strom und Au sind ja ein Ganzes, gehören untrennbar zusammen, deshalb treffen alle Veränderungen des Stromes auch den Auwald. So durchdringen vergiftete Abwässer die Filtrierschicht des Ufers, sickern in Grundwasser und Altwässer ein und vernichten das vielfältige Leben in den Auweihern und Tümpeln. Ölige Abwässer hingegen zementieren die Ufer und dichten sie ab. In den gleichmäßig tiefen Stauseen mit ihren künstlichen Ufern gibt es weder Schotterbänke noch sandige Buchten – den Lebensraum für Uferläufer und Kormorane, Reiher und Uferschwalben.

Noch nicht annähernd abzusehen sind ferner die Veränderungen, die sich durch das Aufheizen des Wassers durch Kernkraftwerke ergeben werden, ganz zu schweigen von der radioaktiven Verseuchung. Flugschneisen bringen Abgase und Lärm von oben an die einmalige Erholungslandschaft der Lobau heran.

Auwald ist Schutzwald

Der Präsident des World-Wild-Life-Fonds, Prinz Bernhard der Niederlange, sagte anläßlich der Eröffnung des Schutzgebietes Marchauen: "Befruchtet vom Wasser und Schlamm der Flüsse, gehören die Auwälder zu den üppigsten und artenreichsten natürlichen Lebensgemeinschaften, zu den Gebieten, in denen die schönsten und geheimnisvollsten wilden Pflanzen und Tiere leben. Sie zahlen aber den Flüssen den Dienst zurück, sie nehmen bereitwillig ihr Wasser auf, wenn es zu reichlich kommt, ersparen damit dem Hinterland Überschwemmungen. Sie reinigen auch, durch biologische und mechanische Prozesse, das Wasser der Flüsse.

Wenn wir in westlichen Teilen Europas die Auenwälder in dem Zustand erhalten hätten, in denen sie heute noch in großen Teilen des Donaubeckens sind, wären unsere Flüsse reiner und schöner geblieben. Statt dessen gehören sie nun zu unseren größten Sorgenkindern, für die wir jährlich Millionen ausgeben müssen, nicht um sie wirklich zu heilen, sondern nur um noch schlimmeren Katastrophen vorzubeugen.

Als Holländer kann ich sagen, daß meine Landsleute wohl wissen, warum sie darüber so traurig sind, daß sich dss Rheinwasser in eine stinkende Brühe verwandelt hat. Wir besingen nämlich den Rhein nicht in Gedichten, wir müssen sein Wasser trinken.

In Westeuropa haben Industrialisierung und Prosperity zu einem Raubbau an der Natur geführt, den wir teuer bezahlen müssen. Hier in Österreich ist die Natur noch besser erhalten, und Sie könnten aus unseren Fehlern lernen."

Trotz dieser mahnenden Worte aus berufenem Mund wird bei uns auch heute noch bedenkenlos die Au gerodet und zerstört, so als wäre sie nutzloses Ödland, ohne jeglichen praktischen oder ideellen Wert. Dabei hätten wir, selbst rein materiell betrachtet, alle Ursache, diese Stromlandschaft zu hegen und zu bewahren.

Vielfältig sind die Schutzfunktionen des Auwaldes, an deren erster Stelle sein Einfluß auf den Wasserhaushalt steht. Bei Hochwasser bietet die Au mit ihren Altarmen und Gräben, mit ihren Weihern und Tümpeln einen natürlichen Retentionsraum, der die Hochwasserspitzen abfängt. Von diesem Rückhaltebecken fließt das Wasser nur allmählich wieder ab, wodurch die Gefahr für unterhalb liegende Siedlungen verringert wird. Der dichte Bewuchs von Bäumen und Sträuchern bremst ferner die Gewalt der Strömung und mildert ihre Zerstörungskraft.

Der Auwald beeinflußt aber auch das Klima im weiten Umkreis. In Trockenzeiten gibt er seinen Überschuß an Wasser langsam wieder ab, sodaß er zum Ausgleichsspeicher für die gesamte Umgebung wird. Sein reichlich vorhandenes Oberflächenwasser, sein

©Österreichischer Naturschutzbund, download unter www.biologiezentrum.at

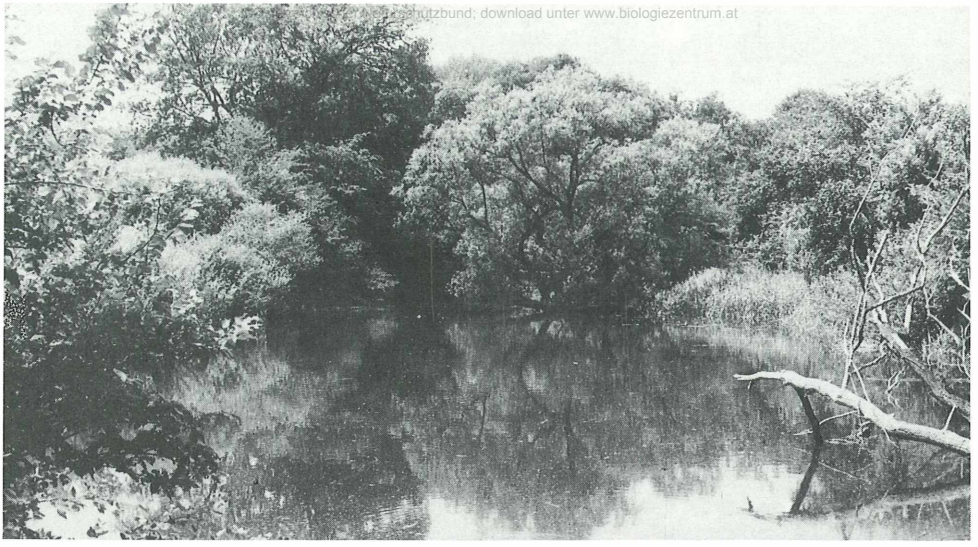
Donau bei Klosterneuburg

Grundwasser, das in ununterbrochenem Kreislauf von den Bäumen und Sträuchern hochgepumpt und von der Vielzahl seiner transpirierenden Blätter wieder abgegeben wird, erhöht außerdem die Luftfeuchtigkeit ganz bedeutend, gleicht dadurch Temperaturgegensätze aus und mindert die extremen Sommertemperaturen. Das ist besonders im östlich-kontintentalen Raum wichtig für die angrenzenden, landwirtschaftlichen Kulturen, die im Schutze des Auwaldes weit höhere Erträge erreichen, als außerhalb.

Von eminenter Bedeutung ist der Auwald ferner für die Trinkwasserversorgung. Sauberes, trinkbares Grundwasser, ohne Rückstände von Düngemitteln und Pestiziden, ohne Verunreinigung von Industrie und Haushalt, findet man heute fast nur mehr in seinem Bereich. In nicht allzu ferner Zeit wird man Auwälder nur wegen des Trinkwassers zu Bannwäldern erklären müssen, und es wäre angezeigt, daran zu denken, solange es noch gesunde Auwälder gibt.

Schließlich ist der Auwald ein Regenerationszentrum ohnegleichen für die benachbaren Landschaften, vor allem für die angrenzende Getreidesteppe. Fuchs und Marder, Igel und Eule wohnen zwar im Auwald, holen sich ihre Mäuse aber überwiegend aus den nahen Feldern. Dasselbe gilt für viele insektenfressende Vögel, die weit über ihr eigentli-

©Naturschutzbund; download unter www.biologiezentrum.at



Donau bei Orth/NÖ.

ches Brutgebiet hinaus regulierend auf die menschlich geschaffene Kulturlandschaft einwirken. Im Auwald finden auch seltene und bedrohte Pflanzen und Tiere ein Refugium, in ihm hat das Wild noch einen deckungs- und äsungsreichen Einstand.

Mehr und mehr wird die soziale Funktion des Auwaldes bedeutungsvoll und unentbehrlich. In einer Zeit, da die Städte durch Lärm und Abgase immer lebensfeindlicher und unerträglicher werden, da auch die Feld- und Wiesenwege verschwinden und großräumigen, maschinell bearbeiteten Kulturen weichen, bleibt allein noch der Wald als ruhige, gesunde und gefahrlose Erholungsquelle übrig. Er beschützt uns vor Abgasen und Staub, vor dem lauten, lebensbedrohlichen Verkehr, in ihm finden wir die Stille und Einsamkeit, die wir heute mehr denn je brauchen. Gerade der Auwald, mit seiner abwechslungsreichen Struktur, seiner üppigen Pflanzenwelt und seinem reichen Tierleben, hat ja dem Naturfreund und Wanderer unendlich viel zu bieten.

Vielfach unterschätzt wird der Auwald auch als Rohstoffquelle. Holz ist der einzige Rohstoff, der von selbst wieder nachwächst. In der Au tut er das noch besonders schnell, doppelt und dreimal so schnell, wie in den übrigen Wäldern. Weiden und Pappeln liefern vorzügliches Papierholz, Eschen und Eichen ausgezeichnetes Wertholz. Es wäre kurzsichtig und auf lange Sicht unrentabel, darauf verzichten zu wollen.

Über allen materiellen Erwägungen aber steht die kulturelle Verpflichtung, diese einzigartige Naturlandschaft der Nachwelt zu erhalten. Der Auwald als Lebensraum braucht den gesetzlichen Schutz: Nicht länger mehr darf er vogelfrei jeglicher Zerstörung preisgegeben sein. In letzter Minute sind Auwaldreservate zu schaffen, solange es noch unberührte, naturnahe Auenwälder gibt. Andernfalls werden wir, ebenso wie die Schweizer, in wenigen Jahrzehnten trauervoll und resignierend sagen müssen: Unsere Auwälder gehören der Vergangenheit an.

Noch ist es Zeit! Noch dehnt sich mancherorts die grüne Wildnis am großen Strom voll paradiesischer Unberührtheit, noch gibt es stille Altwässer voll tausendfältigem, verborgenem Leben, noch blühen seltene Blumen, noch jubilieren ungezählte Vögel in der Au – wie lange noch?

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Natur und Land (vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz)

Jahr/Year: 1982

Band/Volume: 1982_2-3

Autor(en)/Author(s): Wendelberger Elfriede (Elfrune)

Artikel/Article: Grüne Wildnis am großen Strom - die Donauauen 64-76